

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 12

Gießen, Freitag den 27. März 1914.

6. Jahrgang

Geburtenbeschränkung der „sittlich Enttäuschten“.

Die Post hat eine Umfrage über die Ursachen des Geburtenrückganges veranstaltet, durch die Antworten sollte die Auffassung widerlegt werden, daß bei der wirtschaftlichen Lage der mittleren und unteren Volksschichten die Beschränkung der Kinderzahl zur Notwendigkeit werde. Vorher hatte das Junkerblatt ein sogenanntes Schulbeispiel aus dem Leben zum Beweis dafür aufgestellt, daß die pekuniären Opfer, die eine Familie für die Erziehung einer größeren Kinderzahl bringen muß, später durch die Unterstützung von Seiten der Kinder wieder ausgeglichen werden. Vier Kinder im Alter von 16 bis 21 Jahren sollten da zusammen 350 Mark im Monat verdienen, ein fünftes Kind war noch schulpflichtig. Daß es aber eine große Seltenheit ist, wenn Arbeiterkinder, denn um solche handelt es sich, diese Summen zum Familieneinkommen beisteuern können (die 21jährige Tochter verdiente in einer elektrotechnischen Fabrik als Direktrice 150 Mark monatlich!) liegt auf der Hand. Doch selbst wenn eine zeitlang wirklich die Söhne und Töchter wesentlich dazu beitragen können, den Eltern die Last zu erleichtern, so hört das doch in dem Moment auf, wo sie selbst eine Ehe eingehen, ja noch früher, denn wenn sie ohne Schulden ihren eigenen Hausstand anfangen wollen, so müssen sie vorher gewisse Beträge zur Anschaffung der Wohnungseinrichtung zurücklegen. Gerade in der Zeit also, wo die Eltern am meisten auf die Unterstützung angewiesen sind, würde ihnen von den Kindern nur noch in geringem Umfang geholfen werden können.

Die Antworten, die der Post zugingen, bestätigen nun durchweg, daß die wirtschaftliche Lage in der Tat einen großen Druck auf die Familien ausübt. Sie sind besonders deshalb bemerkenswert, weil es sich um Abonnenten, zum Teil langjährige Abonnenten der Post handelt, also keineswegs um Leute, die radikaler Gesinnung verdächtig sind.

Eine Offiziersgattin steht völlig auf dem Standpunkt des konservativen Blattes, aber sie hält eine Beschränkung der Kinderzahl für erlaubt, wenn einer der Ehegatten eine erbliche Krankheit hat, oder wenn die Einkünfte tatsächlich zu gering sind, um viele Kinder großzuziehen.

Hauptmann v. E. ist der Meinung, daß „eine nationale Umkehr vom Materialismus stattfinden muß“. Aber der schreckliche Materialismus hat ihn selbst schon erfaßt, denn er sagt, daß eine Beschränkung der Kinderzahl sittlich zu verwerfen, aber leider zurzeit geboten sei. „Ich bevorzuge das Zweikindersystem, solange nicht der Staat helfend wie angegeben eintritt... Wir haben drei Kinder, wollen aber nicht mehr haben.“

Daß die Geburtenbeschränkung etwas sittlich Verwerfliches sei, erklärt auch ein anderer Einsender, ein mittlerer Beamter mit 1800 Mk. Gehalt und 520 Mk. Wohnungsgeld. Aber er kommt ebenfalls zu der Ansicht, daß in vielen Kreisen „das Zweikindersystem zur wirtschaftlichen Notwendigkeit“ wird. Zum Beweise dafür gibt er eine Aufstellung seines Haushaltsbudgets vor der Geburt des ersten Kindes, in dem sich 580 Mk. vierteljährliche Einnahmen und 564,66 Mk. vierteljährliche Ausgaben gegenüberstehen, wobei berücksichtigt werden muß, daß für Kleidung, Schuhe, Ge-

schenke, kleinere Ausgaben, für kommende Krankheitstage noch nichts berechnet ist. Es bleibt ihm, wie er schreibt, nichts übrig, als jedes Jahr ein kleines Darlehen aufzunehmen und auf die erste Gehaltszulage zu warten. „Sobald ich die erste Gehaltszulage, 300 Mk., habe, fange ich damit an, die alten Bären abzubinden und stehe damit auch nicht besser als vor der Zulage.“ Dann fragt er:

„Was sollen nun Leute tun, die zwei und mehr Kinder haben? Können Sie denen eine andere Rechnung aufmachen? Der Kernpunkt der Geburtenfrage liegt meines Erachtens nicht in Konzeptionsmitteln, sondern in wirtschaftlichen Fragen. Ich kenne ja den Standpunkt der Post, ich billige ihn, aber ich glaube, Sie überblicken solche Verhältnisse nicht immer wie die meinigen und die meiner Kollegen.“

Eine Familie aus Lankwitz hält die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl für naturwidrig und deshalb auch vom sittlichen Standpunkt für nicht erlaubt, aber leider für gegenwärtig geboten... „Ueber Kinderreichtum an und für sich wird von mir keine Klage geführt, nur über die Schwierigkeit der angemessenen Versorgung.“

Generalmajor v. Bersdorff glaubt, daß der Geburtenrückgang, wenn er nicht stärker werde, keine Besorgnisse zu erwecken brauche. Im übrigen macht auch er die wirtschaftliche Entwicklung, die Verteuerung der Lebenshaltung durch hohe Mietpreise in den Städten und niedrige Löhne für die ungelerten Arbeiter verantwortlich... „Das Hauptübel liegt in den wirtschaftlichen Verhältnissen, die die übermäßige Industrialisierung Deutschlands als Begleitererscheinung aufzuweisen hat. Die Bodenpekulation tat das übrige und nun kommen die Gesetzmäßigkeiten, wie das preussische Wohnungsgesetz, zu spät.“

Den Fabrikbesitzer E. S., der die amüsantesten Vorschläge macht — z. B. nur noch verheiratete Beamte anzustellen, wobei kinderlose Beamte Junggesellen gleichzustellen seien! u. a. m. — können wir füglich übergehen.

Den Schluß bildet die Antwort einer Beamtenfrau, deren Mann Telegraphenassistent war. Ein Betriebsunfall machte ihn dienstunfähig, er ist mit seiner Familie auf jährlich 579 Mk. Pension angewiesen. Die Frau schließt ihre Zuschrift mit den bitteren Worten:

„Beantworten Sie mir bitte folgende Frage: Ist ein deutscher Reichsbeamter, der bei seinem Eintritt in den Postdienst Seiner Majestät dem Kaiser Treue und Gehorsam geschworen und gehalten hat, nach seinem Ausscheiden nach 8½ Dienstjahren mit Frau und Kindern nur noch des Verhungerns wert?“

Es ist ein hartes Schicksal, das diese Frau getroffen hat; aber sie steht mit ihrem Unglück nicht allein. Wieviele Arbeiter müssen täglich — stündlich gefaßt sein, ihrem Verzug zum Opfer zu fallen. Kann man es ihnen verdenken, wenn sie nicht glauben, die Verantwortung dafür tragen zu können, unter Umständen eine große Familie unverorgt zurückzulassen?

Aus den Zuschriften, die wir absichtlich ziemlich ausführlich wiedergegeben haben, geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Beschränkung der Geburtenzahl in mittleren Beamtenkreisen und auch in Offiziersfamilien auf wirtschaftlichen Gründen beruht. Gegen ihren Willen, denn alle protestieren ja in der Theorie gegen die willkürliche Geburtenverminderung — sprechen sie es aus, daß sie nicht mehr Kinder haben dürfen, und beweisen damit das Gegenteil von

dem, was die Post und die Kreise, die hinter ihr stehen, immer wieder behaupten. Wenn aber schon manche von diesen finanziell immerhin gesichert dastehenden Familien die Geburtenzahl beschränken müssen, wieviel muß man dem Arbeiter das gleiche Recht zugestehen, dessen Einkommen bei weitem kleiner ist, und der bei jeder wirtschaftlichen Krise befürchten muß, auch seinen geringen Verdienst noch einzubüßen. Dazu kommt hier noch die Erwerbsarbeit der Ehefrau, auf die viele Arbeiterfamilien angewiesen sind. Jeder Lohnausfall reißt eine empfindliche Lücke in das Haushaltsbudget, die natürlich am stärksten empfunden wird, wenn durch die Geburt eines Kindes neue und nicht unerhebliche Kosten entstehen.

Die Post wird natürlich keine Nebenanwendungen aus der ihr zuteil gewordenen Belehrung ziehen. Sie hält sich an die „sittliche Entrüstung“.

Die Frau als technische Angestellte.

Noch vor wenigen Jahren hat man kaum etwas von Frauen in den technischen Berufen gehört, ihre Zahl war so klein, daß sie nicht weiter beachtet wurde. Seit 1895 ist jedoch eine erhebliche Zunahme der technischen Frauennarbeit erfolgt; in der Industrie, im Bergbau und Baugewerbe finden wir 8684 weibliche technische Angestellte, im Handel und Verkehr 2494, in der Landwirtschaft wurden 36 gewählt. Zweifellos sind aber seit der letzten Berufsählung die Ziffern noch erheblich gestiegen. Ueber die wirtschaftliche Lage dieser berufstätigen Frauen war die Öffentlichkeit bisher so gut wie garnicht unterrichtet, und es ist deshalb zu begrüßen, daß jetzt Frau Josephine Levy-Mathenau, die Leiterin des Frauenberufsamtes des Bundes Deutscher Frauenvereine, in einer Broschüre das von ihr gesammelte Material und die Ergebnisse ihrer Untersuchungen veröffentlicht hat. (Josephine Levy-Mathenau, Die Frau als technische Angestellte, Heft 1 der Schriften des Frauenberufsamtes, Leipzig, P. G. Teubner, Pr. 1 Mark.)

Die Materialbeschaffung war aus leicht begreiflichen Gründen mit großen Schwierigkeiten verknüpft; irgend welche wissenschaftlichen Arbeiten über diese Frage existierten noch nicht, in den Berufsorganisationen stehen verschwindend wenige technische weibliche Angestellte, so daß die von ihnen erhaltenen Auskünfte nicht als Norm für den ganzen Beruf angesehen werden konnten. So stellt die vorliegende Arbeit eigentlich nur eine Einführung in das große Gebiet dar, die vielleicht rasch überholt sein wird, deren Wert aber darin beruht, daß sie eine absolut zuverlässige Basis für spätere Untersuchungen abgeben kann.

Als Grund für das Eindringen der Frau in die Stellungen als technische Angestellte gibt Frau Levy-Mathenau neben den allgemein wirtschaftlichen Ursachen an, daß die Art der Arbeit sich gewandelt habe.

„Die Trennung der verschiedenen Arbeitsgebiete, bei der gelegentlich auch schon die technische Bureauarbeit von der eigentlichen Betriebsarbeit abgeheilt wird, sowie die sich daraus auch ergebende Vermehrung des technischen Verwaltungsapparates ermöglicht nun die Verwendung von weiblichen Kräften und schafft veränderte Voraussetzungen für erfolgreiche Frauennarbeit in technischen Berufen. Es entstehen neuartige Stellungen, die den weiblichen Fähigkeiten und Kräften einen vor kurzem noch nicht vorhandenen Spielraum gewähren. Besondere Zeichenbureaus, Versuchsstationen, Laboratorien aller Art erledigen jetzt vielfach vorbereitende Arbeiten, die nicht unmittelbar mit der Föhrung und Beaufsichtigung des Betriebes zusammenhängen.“

So schafft die veränderte Arbeitseinstellung neue Berufe, für die sich Frauen besonders gut eignen. In einem großen Teil aber wird die Anstellung von Frauen natürlich deshalb bevorzugt, weil sie billiger arbeiten.

Es ist nicht möglich, die Zahl der heute bereits tätigen weiblichen technischen Angestellten auch nur annähernd genau festzustellen. In den Berufsorganisationen ist nur ein verschwindend kleiner Bruchteil zu finden; so sind in den in Betracht kommenden gemischten Verbänden neben den 23 983 männlichen nur 47 weibliche Mitglieder aufgeführt, und in den Frauenorganisationen finden sich etwa 1654 technische Angestellte, von denen aber ein großer Teil nicht einmal als technische Angestellte im engeren Sinne gelten kann. Grade daß aber nur so wenige weibliche technische Angestellte organisiert sind, bedeutet eine große Gefahr für den Beruf. Die unorganisierte Frau wird stets leichter zur Vorkünderin und Schädigtin dadurch nicht nur sich und die übrigen weiblichen Angestellten, sondern überhaupt alle in dem gleichen Berufe tätigen.

Heute finden wir weibliche technische Angestellte in gewerblichen und industriellen Werkstätten und Betrieben (Schweißrinnen), in technischen Bureau, in Laboratorien, als technische Zeichnerinnen, Modzeichnerinnen, Kalligraphen, Pausierinnen, in der Eisenbahnverwaltung, bei der Herstellung der Bilderaufnahme, in wissenschaftlichen Anstalten und Museen, als Plakatzeichnerinnen, als Chemikerinnen und Chemotechnikerinnen, besonders als Ruderchemikerinnen, in landwirtschaftlichen Versuchsstationen, in der technischen Photographie, der Röntgenphotographie und der Mikrophotographie. Kurz und gut die Stellungen sind von einer großen Vielseitigkeit.

Die Ausbildungsmöglichkeiten sind dagegen nicht allzu zahlreich, zum mindesten nicht die Institute, die eine gründliche Ausbildung gewährleisten; und auf der anderen Seite gehen auch noch viele Frauen mangelhaft ausgebildet in die technischen Berufe hinein und erlangen dann natürlich nach vielen Mühen nur sehr schwach bezahlte Stellen. Den kunstgewerblichen, kunstindustriellen und technischen Zeichnerinnen fehlt es meist an jeder gewerblichen Ausbildung, die unbedingt verlangt werden muß. Frau Levy-Mathenau bedauert, daß bei Eltern und Töchtern immer noch die Auffassung verbreitet sei, „daß technisches Wissen und Können überflüssig und Zeitverschwendung ist. . . Viele weibliche Existenzen scheitern dann auch hier (im Kunstgewerbe) kläglich, ohne sich bewußt zu werden, daß der Misserfolg in erster Reihe auf das Fehlen aller praktisch-technischen Vorkenntnisse zurückzuführen ist.“ Für die zeichnerischen Hilfskräfte sind vor allem Pflichtfortbildungsschulen, Lehrwerkstätten und Nachkurse zu errichten oder zu öffnen.

Von größter Wichtigkeit aber ist es, die in technischen Berufen stehenden Frauen den gewerkschaftlichen Organisationen zuzuföhren. Die nächsten Jahre werden zweifellos eine rapide Vermehrung der Stellen für weibliche technische Angestellte, aber auch eine Steigerung der Nachfrage nach solchen Stellungen bringen. Sollen gesunde Arbeitsbedingungen geschaffen werden, so muß man unter allen Umständen versuchen, das Unterbieten, die Schmutzkonkurrenz zu verhindern, und das kann auf die Dauer und wirksam nur durch die intensive Arbeit der großen gewerkschaftlichen Organisationen geschehen.

Französisches Gesetz zur Hebung des Kinderreichtums.

In Frankreich, wo ja auch der allgemeine Geburtenrückgang die für den Bevölkerungsbestand bedrohlichsten Dimensionen angenommen hat, ist man jetzt dabei, dieser Gefahr ernsthaft zuleibe zu gehen. Eine Reihe kleinerer Gelegenheitsgesetze hat ihre Krönung gefunden durch das am 14. Juli 1913 erlassene Gesetz für kinderreiche Familien. Danach wird künftig jeder Familienvater, der mehr als 3 legitime oder anerkannte Kinder unter 13 Jahren besitzt und nicht imstande ist, genügende Mittel für ihren Unterhalt aufzubringen, eine Unterstützung bekommen. Dabei werden Lehrlinge von 13—16 Jahren den Kindern unter 13 Jahren gleichgestellt werden. Mütter, die infolge Ablebens oder Verschwindens des Vaters ihre Kinder allein zu erhalten haben, bekommen die gleiche Unterstützung, die aber in diesem Falle schon vom zweiten Kinde ab einsetzt. Dieselbe Bevorzugung gilt auch für Väter, die die Ehefrau verloren haben. Die Unterstützung darf nicht unter 60 und nicht über 90 Francs pro Kind und Jahr betragen, und zwar wird die Höhe der Unterstützung vom Gemeinderat bestimmt, unter Vorbehalt der Anerkennung durch den Kreisrat und das Ministerium des Innern. Ebenso bestimmt der Gemeinderat den Begriff der „nicht genügenden Mittel“.

Legt man eine Untersuchung aus dem Jahre 1911 zugrunde, so würden etwa 371 500 Kinder unter 13 Jahren, die beide Eltern haben, 219 000, die nur noch die Mutter, und 221 000, die nur noch den Vater besitzen, und außerdem 50 000 Lehrlinge zu unterstützen sein. Die Gesamtausgabe für die Unterstützung würde nach der gleichen Berechnung 42½ Millionen Francs betragen, von denen 25 Millionen auf den Anteil des Staates entfallen. Aber dieser Gesamtbetrag wird sich voraussichtlich auf 50 Millionen Francs erhöhen, da es notwendig sein wird, das neue Gesetz mit den bereits früher erlassenen sozialen Gesetzen, insbesondere mit dem Gesetz über billige Volkswohnungen, in Einklang zu bringen. Diesem Gesetz zufolge gibt der Staat den Gemeinden Subventionen zur Errichtung von Häusern für kinderreiche Familien. Diese Subventionen betragen bis zu 2 Prozent des Mietseinkommens der Häuser, falls die Kontrakte mit kinderreichen Familien die Hälfte des gesamten Mietwertes der betreffenden Häuser ausmachen.

Die durch das neue Gesetz erforderlichen 50 Millionen Francs werden zwischen Staat, Departement und Gemeinde geteilt werden. Die Gemeinden werden ihren Anteil teils aus speziell für diesen Zweck gewidmeten Stiftungen und Spenden, sowie aus Beschäftigungsinstitutionen, teils mit Hilfe ihrer gewöhnlichen Steuern, resp. aus neuen Steuern und Taxen, deren Eintreibung das Gesetz gestattet, bestreiten.

Die Unterstützung selbst wird monatlich oder in kleineren Zwischenräumen zur Auszahlung gelangen. Sie ist unantastbar und unpfändbar. Je nach der Bestimmung des Ge-

meinderats wird sie entweder an das Familienoberhaupt, die Mutter oder ein anderes Familienmitglied ausgezahlt oder der öffentlichen oder privaten Erziehungsanstalt überwiesen, in der das Kind untergebracht ist. Ferner kann der Gemeinderat bestimmen, daß die Unterstützung für die Miete verwandt oder in Natura ausgezahlt wird, um eine mögliche mißbräuchliche Anwendung (z. B. Vertrinken) zu verhindern.

Es ist zu erwarten, daß dieses Gesetz nicht ohne Einfluß auf die Volksvermehrung bleiben wird. Uebrigens bedeutet es kein absolutes Novum. Schon seither gaben eine Anzahl von Departements an Familien mit mehr als 3 Kindern eine Unterstützung von 10 Francs pro Monat und Kind, und in Paris erhalten Familien mit mehr als 4 Kindern unter 15 Jahren einen vierteljährlichen Zuschuß zur Miete von 24 Francs, wobei für diesen Zweck im ganzen 200 000 Francs jährlich aufgewendet wurden.

Genug Kinder!

Von Glibek Uspenski.

Kislin, ein kleiner Staatsbeamter, war soeben vom Friedhof zurückgekehrt, wo er sein zwei Wochen altes Kind der Erde übergeben hatte. Er ging auf und ab im dunklen Zimmer, das den wenig passenden Namen Salon führte und dachte über dies und jenes nach; von Zeit zu Zeit trat er ans Fenster und wuschte sich eine Träne, denn der Weichgeruch, der das Zimmer erfüllte, mahnte ihn jeden Augenblick an das tote Kind. Daß es an dem winterlichen Abend oder an dem Weihrauchduft, oder schließlich an seiner traurigen Stimmung infolge der Begräbniszeremonie: Kislin wurde plötzlich von Gedanken an sein vergangenes Leben überwältigt. Bald kehrte in sein Gedächtnis der süße Augenblick des ersten Avancements zurück, bald der nicht weniger süße Augenblick seiner Verheiratung. Dann versanken diese beiden schönen Augenblicke in den Erinnerungen an die langen Jahre der Not und Sorgen. Vor allem empörte sich seine Seele gegen die Unmöglichkeit, seine Familie zu vergrößern. Das winzige kleine Gehalt, die vielen Ausgaben für die bereits bestehende, große Familie sprachen deutlich dafür, daß ein weiterer Zuwachs der Familie unmöglich sei, sollten nicht er, seine Frau und seine Kinder dem grenzenlosesten Elend preisgegeben werden. Dies bedrückte Kislin ungemein: er war noch jung, liebte seine Frau und seine Familie, und nun sollte er den wärmsten Gefühlen seines Herzens, den einzigen, in denen er sich unabhängig von seinen Amtspflichten fühlte, entlagen. Solche Gedanken kamen ihm schon öfters in den Kopf. Seit einigen Jahren pflegte er bei den Täufern des einen oder des anderen seiner Kinder zu sagen: „Nun ist dieses das Letzte!“ Aber die Gäste zwinkerten ihm zu und beweiheleten seine Worte im höchsten Grade. Kislin versicherte, gelobte und schwor, daß ein Jahr darauf zog er wieder aus, um einen Vater oder eine Mutter ausfindig zu machen. Das Gelübde, das Kislin bei dem heutigen Begräbnis und bei der Taufe vor drei Tagen gegeben, sah diesmal besonders fest in ihm.

Genug! Fertig! Wir sind Gott sei Dank zufrieden! — sprach er, auf- und abgehend und sich eine neue Träne aus dem Auge wischend. Das Geschrei der Kinder, die sich im entlegensten Zimmer herumbalgten, die ewigen Streitigkeiten unter ihnen, die Prügel, die sie in der Schule bekamen, in der sie sehr mäßige Fortschritte zeigten, befestigten in Kislin die Ueberzeugung, daß die Sache fortzusetzen unmöglich sei. Er erblickte auch in dem Tod des Neugeborenen einen sprechenden Wink: so sehr er als Vater das Kind bedauerte, mußte er in dessen Tode eine Vorsehung Gottes erblicken. Der liebe Herrgott selbst überlegte es sich, da er sah, daß dem Kinde nur Hunger drohte, und rief es zu sich.

Nein, genug — sagte Kislin laut. Er tröstete sich damit, daß auch sein Alter ihm nicht mehr erlaube, die Gattenpflichten fortzusetzen. Es ist Zeit, dachte er bei sich, an Gott zu denken, ihn um Hilfe anzuflehen, denn er allein konnte nun dem armen Beamten helfen. In diesem Zwecke hatte er ins Grab des Kindes die Rechnung der Begräbniskosten mit hineingelegt, fest überzeugt, daß die zwölf Rubel, die zwei Drittel seines Monatsgehältes ausmachten die Aufmerksamkeit des Himmels auf seine Liebe und Opfer für die Kinder lenken würden. Auch würde die sündenlose Seele des verstorbenen Säuglings für ihn, Kislin, und seine Frau beten und . . .

Vielleicht wirds doch irgendwie gehen! — schloß der Beamte, seufzte und trat in das andere Zimmer, in dem seine Frau saß.

Was redest du dort? fragte ihn seine Frau und lächelte. Da spazierte er mütterleienallein im Zimmer herum und brummte sich etwas in den Bart.

Nichts besonderes, antwortete er.

Das Rädeln seiner Frau machte einen seltsamen Eindruck auf ihn. Von den Wirtschaftsjorgen und der beständigen Not ganz in Anspruch genommen, erblickte selten ein Rädeln das Gesicht seiner Frau. Jetzt krampfte sich in ihm das Herz zusammen von diesem Rädeln, das ihn nicht mehr freuen durfte. Außer dem Rädeln wurde er noch von einem anderen Umstand erschreckt: an diesem Abend sah seine Frau gar nicht übel aus; sie war nach ihrer Krankheit ein wenig abgemagert und sah hübscher aus als je. Sie trug ein lauberes, reichliches Kleid und zum Ueberflus waren ihre Schultern von üppigen Haaren bedeckt, um die sie manche Beamtenfrau beneidete. Kislins Frau war außerdem noch sehr jung. Sie zählte kaum mehr als sechsundzwanzig Jahre. Unter anderen Umständen

konnte dies alles keinesfalls jemanden erschrecken; Kislin aber erschrak darüber . . .

Er überwand sich mit großer Mühe und sagte: „Was ich dir sagen wollte, Mascha . . . ich denke, wir haben genug miteinander . . . und Gott . . .“

Kislin wurde verlegen, führte das Taschentuch an die Nase, doch hatte er wohl bemerkt, daß seine verworrenen Worte von der Frau verstanden wurden. Sie errödete und wandte, die Haare kammend, das Gesicht dem Fenster zu. Sie hatte über dasselbe wie ihr Mann nachgedacht und war zu demselben Schluß wie er gekommen.

„Ja“, fuhr Kislin fort, „wir haben Gott sei Dank . . . Was denkst du darüber?“

„Ich denke es auch“, antwortete die Frau.

„Nun eben! Und wir wollen zu Gott beten, daß er uns beisteht . . . Anders ist's, wenn ich eine Zulage bekomme. Dann, nun . . . Aber bei unieren Schwierigkeiten.“

Beide Gatten senkten. „Was ist da zu machen“, sagte der Mann. „Ja. Und außerdem sollten wir auch ein wenig an unsere Seelen denken . . .“

„Gewiß“, flügte die Frau hinzu.

„So . . . o! So ist es! Wir sollten auch unsere Seelen nicht vergessen . . . Es lieat nicht alles an Irdischen und Vergänglichem! Und dann, meine Liebe, steht in der Schrift geschrieben: Sorget um eure Seele . . . Also . . . Ich werde im Salon schlafen und du hier . . .“

„Ich hier . . .“

„Und ich im Salon.“

Die Frau schwiege eine Weile und sagte dann: „So ist es viel besser“. Der Mann senkte zur Antwort. Und seine trübe Gemütsverfassung zu verdecken, beschloß Kislin, das Gespräch auf etwas anderes zu bringen und fragte: „Wie spät mag es jetzt sein?“ Als er hörte, daß die Weingenuhr schon längst neun geschlagen hatte, stellte er eine zweite Frage: „Ist es nicht Zeit, etwas zu sich zu nehmen?“ Dann aßen sie schweigend zu Abend, wechselten nur von Zeit zu Zeit einige Worte, hauptsächlich über Vorgesetzte- und Dienstkollegen. Das Gespräch wollte durchaus nicht gehen . . . Sowohl der Mann wie die Frau dachten an etwas anderes und langweilten sich. Kislin schluckte einige Gläsern Wodka hinunter, aber auch das hob seine Stimmung nicht. Im Gegenteil, er senkte immer häufiger und tiefer und der einzige Erfolg des leichten Rausches war, daß er immer lauter zu sprechen begann. Nach dem Essen erschien die Magd, um die Betten zurecht zu machen. Dieses beunruhigte Kislin noch mehr als alles bisherige. Während er zusah, wie die Magd die Kissen aufstülpte, dachte er schauernd daran, daß er nicht mehr mit seiner Frau von den Träumen und Visionen sich unterhalten werde, die manche Nacht einen der Gatten heimgesucht hatten und die dann gemeinsam besprochen wurden; auch fielen ihm andere, harmlose Nichtigkeiten seines ehelichen Lebens ein und er wurde ganz traurig. Doch überwand sich Kislin auch diesmal und sagte zu der Magd: „Du, Alulina, bereite mir mein Bett im Salon, auf dem Sofa . . .“

Alulina, die gerade das Bettlaken ausbreitete, wandte voll Verwunderung ihr Gesicht dem Herrn zu, sah erst ihn, dann die Frau mit scharfem Blick an.

„Ja“, fuhr der Beamte fort, verlegen die Augen niederschlagend, „ja, Alulinska, im Salon . . . Was ist zu machen! In Gottes Namen! Es ist Zeit, auch an die Seele . . .“

Diese drei zusammenhanglosen Sätze machten Alulina erkannt.

„Keine Liebe“, sagte der ein wenig veräuschete Beamte, „die bleibt hier. Du verstehst gar nichts, rein gar nichts, verzieht du!“

Kislin machte halt, er merkte die ganze Kompliziertheit seiner Lage und sagte plötzlich: „Wenn dir gesagt wird, du sollst das Bett im Salon machen, so brauchst du die Frau nicht zu belästigen, verstanden?“

Alulina verstummte und tat, was ihr gesagt wurde. Aber auch sie senkte auf.

Endlich war auf dem Sofa im Salon das Bett fertig gemacht. Doch Kislin ärgerte, sich hinzubegeben. Er ließ sich auf einer Truhe nieder und wendete sich nachlässig an seine Frau. „So . . . Mascha! Na, na, was ist zu machen! Der liebe Herrgott scheint uns auf das Endliche aufmerksam zu machen!“

Als seine Frau, entschlossen, sich in das neue Leben einzufügen, ihm fest sagte: „Nun ist es Zeit zum Schlafen“, bat Kislin sie um einen Kuß, wobei er sagte: „Zum letzten Mal! Begreif es doch.“ Nachdem seine Frau ihn geküßt hatte, konnte Kislin sie erst recht nicht verlassen, denn er weinte und wuschte sich die Tränen aus den Augen. Seine Frau weinte ebenfalls.

„Nun, geh, geh“, sagte sie endlich, sich rasch die Tränen trocknend.

„Mascha!“ sagte der Gatte.

„Es ist Zeit! Es geht schon auf zwölf . . . Geh nur! Geh.“

Endlich mußte Kislin in seinen neuen Wohnort ziehen. Doch in der Türe blieb er wieder stehen. „Was meinst du, sollen wir die Türe schließen oder offen lassen, so?“

Sie beschloßen, die Türe „so“ zu lassen. Dann wurde eine weitere Frage aufgeworfen: Wäre es nicht besser, das Sofa der Türe gegenüber zu stellen, so daß es nicht allzu langweilig ist und man zuweilen auch ein Wort miteinander wechseln kann.

Es wurde beschloßen, das Sofa dem Dunstige Kislins entsprechend umzustellen. Endlich war nun alles in Ordnung. Einige Minuten herrschte tiefes Schweigen. Beide Gatten konnten in der neuen Lage nicht gleich einschlafen. Doch wollten sie einander die empfundenen Unbequemlichkeiten nicht verraten, stellten sich beide schlafend und schwiegen.

„Mascha“, sprach endlich schüchtern der Mann,

„Um?“
 „Schläfst du?“
 „Nein, ich weiß nicht warum, aber ich kann nicht einschlafen.“
 „Auch ich kann, weiß Gott warum, nicht einschlafen.“
 „Das macht der neue Platz.“
 „Ich denke es mir auch. . . Am Ende ist doch der neue Platz Schuld?“

„Sicher der neue Platz, schlaf nur!“
 Wieder trat Schweigen ein. Diesmal hielt es länger an. In Nistins Kopf tauchte folgender Gedanke auf: Und wie, wenn ich eine Zulage bekomme? Er dachte weiter über verschiedenes nach, bis plötzlich ein Klüffern der Frau aus dem Schlafzimmer kam:

„Iwan Abramitsch!“
 „Ja, Mamachen?“
 „Schläfst du?“
 „Nein, meine Liebe, ich kann nicht einschlafen. . . ich denke, das kommt vom neuen Platz.“

„Sicher vom neuen Platz, vom dem Ungewohnten.“
 „Es scheint so, meine Liebe, vom Ungewohnten. . .“
 „Wie spät mag es nur sein?“
 „So spät! Nun ist es Zeit, zu schlafen. Schlaf! Höchste Zeit!“

Iwan Abramitsch seufzt und ein noch längeres Schweigen tritt ein. Er fühlt, daß auch seine Frau in derselben Weise gequält wird wie er. Mein Gott, dachte Nistin, ist das nicht sonderbar? Was bin ich nun jetzt! . . . Tor! Vollständig tot! Na-na. . . Plötzlich huschte es durch seinen Kopf. Na, und wenn der liebe Gott mir eine Zulage beschert? Vor ihm entstand das Bild seiner Familie nach Gewährung einer Zulage. Das Hauptmoment dieses Bildes war, daß sich alles freute. Ganz und gar alles. Vom zweijährigen Kinde angefangen bis zur Magd Klulina. Alle waren glücklich, alle zufrieden. . . Aber Gott? murmelte plötzlich Nistin.

„Was sagst du?“ kam eine Stimme aus dem Schlafzimmer.
 „Nein, nur so! . . . Der Schlaf will nicht kommen!“
 „Schlaf! schlaf!“ sagte die Frau sich im Bette wälzend.
 „Nein, wahrhaftig, es ist doch etwas. . .“ brummte der Mann und wandte sich mit dem Gesicht der Sofawand zu. „Höhe werdens kaum sein, aber so. . .“

„Schlaf, es ist kein einziger Floh dort.“
 „Ja eben, ich denke mir auch, woher sollten da Flöhe kommen?“
 „Es ist nur so. . .“
 „Es gibt keine Flöhe, es ist nur vom neuen Platz.“
 „Es scheint wirklich nur vom neuen Platz. Es ist nur so. . .“
 „Schlaf!“

Die Frau schlief. In Nistins Kopf aber tauchte wieder die Frage auf: Und wie ist es denn mit Gott! Und in demselben Augenblick durchliefen seine Gedanken all die Schwierigkeiten, die sein Familienleben bedrängten, und die er soeben klar und deutlich, unwiderleglich für jeden eingesehen hatte. Doch etwas drängte ihn, sein bisheriges Erleben nicht zu verändern, zwang ihn zu dem Entschluß, auf das letzte Stück Brot zu verzichten, um sich seiner Herzensneigung ganz, ohne Einschränkung, hinzugeben. An ihm zog das Bild seiner traurigen Existenz vorbei, wenn er sich überwinden und „an die Seele“ denken wollte. „Mein Gott“, flüsterte er, „Masha!“

„Masha, schläfst du?“ sagte er plötzlich laut.
 Doch die Frau antwortete nicht.
 „Sie schläft“, dachte er.

Aber sie schlief noch lange nicht ein. Sie dachte, fest in das Kissen gewühlt, über dasselbe nach wie ihr Mann. Doch sie sah die Dinge klarer als er und beschloß, jeden Gedanken, auf den sie durch die Frage „Aber Gott?“ gebracht wurde, zu verschonen. Deswegen hatte sie auch nicht geantwortet, als sie der Mann angerufen hatte. Sie stellte sich schlafend, hörte aber, wie sich Iwan Abramitsch von einer Seite auf die andere wälzte und „mein Gott, mein Gott“ flüsterte.

„Schläfst du?“ kam es wieder aus dem Salon.
 Sie zog rasch die Decke über den Kopf und antwortete nicht. Mit offenen Augen unter der Decke liegend, bemühte sie sich, an nichts zu denken. Wie hätte sie sich gefreut, wenn ihr Kopf sich in einen Stein verwandelt hätte! Diese Spannung dauerte lange an. Allmählich wurden aber ihre Lider schwer. Sie fühlte sich immer mehr vom Schlaf überwältigt, und da plötzlich. . .

„Wer ist da?“ schrie sie in Angst auf.
 „Dort sieht es durch das Fenster. . . es zog mir so in den Rücken. . . Ich bin ganz durchfroren!“ murmelte Iwan Abramitsch, das Kissen in der Hand haltend.

Einige Monate später sah Iwan Abramitsch beim Abendessen und dachte darüber nach, wen er zum Paten einladen sollte. So wohl er wie seine Frau sahen ganz niedergeschlagen aus. Das Sofa hat schon längst wieder seinen alten Platz bekommen, eine Zulage aber war noch immer nicht erfolgt.

Nach dem Abendessen seufzte Iwan Abramitsch und sagte:
 „Nest aber, Masha, ist es wirklich Zeit! Genug, was denkst du darüber?“
 Die Frau schwieg.

(Aus dem Russischen von Nadja Straffer.)

Aus Welt und Leben.

Sexuelle Aufklärung in der Mädchenschule. Die Stadt Dronsfeld in der englischen Grafschaft Derby ist seit einigen Tagen

in großer Aufregung, weil Miß Dntram, die Leiterin der städtischen Mädchenschule, den älteren Schülern, die demnächst entlassen werden sollen, vom Katheder herab das Geheimnis der Liebe und der Ehe erklärt hat. Die enttäuschten Mütter der aufgeklärten Mädchen wandten sich sofort mit einem Protest an die Schulbehörden und verlangten die Absetzung der indiskreten Miß. Fräulein Dntram ist aber bis jetzt von Amtswegen nicht bestraft worden und hat energisch erklärt, daß sie, obwohl viele Schülerinnen auf Wunsch ihrer Eltern aus der Schule ausgetreten sind, nach wie vor das, was sie für ihre Pflicht halte, zu tun gedenke. In einem ähnlichen Falle, der vor kurzem in einer Chicagoer Schule vorkam, wurde die Leiterin einer Mädchenschule, die ihren Schülerinnen einen Vortrag über sexuelle Hygiene gehalten hatte, gezwungen, aus dem Amte zu scheiden; der Schulrat von Chicago wählte sie aber bald darauf einstimmig wieder.

Die Lehrerin von Dronsfeld erwidert nun, die protestierenden Mütter seien in der Minderheit; sie veröffentlicht Briefe von Müttern, die offen gestehen, daß sie selbst es nicht wagten, ihren Töchtern das Geheimnis der geschlechtlichen Beziehungen zu offenbaren, und die der Lehrerin dafür danken, daß sie sie von der Erfüllung einer peinlichen Pflicht befreit habe. Der ganze Vorfall hat den englischen Zeitungen Veranlassung gegeben, sich mit der Frage, ob eine Aufklärung der jungen Mädchen passend sei oder nicht, in fast leidenschaftlicher Weise zu beschäftigen; sehr viele Zeitungen sprechen sich für Vorträge über sexuelle Fragen aus, unter der Voraussetzung, daß solche Vorträge nur vor zur Entlassung kommenden Schülerinnen gehalten würden.

In Deutschland hat dieselbe Frage vor einigen Jahren die Gemüter ebenso in heftigem Zorn und Wider erregt. Das gewissermaßen abschließende Wort sprach der Dürerbund in dem Buche „Am Lebensquell“, das bei Alexander Köhler in Dresden erschien. Das halbe Hundert der als Ertrag eines Preiswettbewerbes gewonnenen Beispiele sexueller Aufklärung, die dieses Buch enthält, dient der Forderung, mit aller sexuellen Geheimtuererei zu brechen, die Aufklärung nicht auf einen bestimmten vorgeklärten Zeitpunkt des Lebens festzulegen, sondern sie durch die gesamte Erziehung des Kindes vorzubereiten. Beste Mittel, diese sexuelle Erziehung zu pflegen, gibt die Betrachtung der Entwicklungsvorgänge im Tier- und Pflanzenreich, und da können Eltern ebensoviel tun wie die Lehrer der Schule. Es kommt vor allem darauf an, dafür zu sorgen, daß das Kind lernt, Natürliches natürlich zu nehmen, und ihm den Weg, von Tier und Pflanze zu schließen, nicht zu erschweren. Das erscheint einfach, aber in Wirklichkeit stellt die Arbeit vor die Aufgabe, einen Niesenwall veralteter erzieherischer Grundfänge aus dem Weg zu räumen.

Gesundheitspflege.

Erkältung und Mode. Der neuesten Mode zollt der bekannte Hygieniker S.-M. Dr. Beerwald, Berlin-Alteide, zwar vom ästhetischen Standpunkt Anerkennung, er verurteilt sie jedoch vom hygienischen. Man sieht unsere Damen heute mit mehr oder weniger umfangreicher Pelzbeleidung um den Hals und Oberkörper, der Fuß aber steckt in einem dünnen Lackstiefel und durch den dünnen Strumpf sieht man die Haut des Beines schimmern. Der Hals, der reich mit Blutgefäßen versehen ist, hat diese warme Beleidung nicht nötig, weil er sich nicht leicht erkältet, beim Fuße jedoch ist der Wärmeisoliierung am geringsten, daher eine feste Fußbeleidung als einziger Schutz gegen Erkältungen nötig, weil auf den Fuß Regen und Schneegeföber ganz besonders ihren wärmeentziehenden Einfluß ausüben. Ähnliche Verhältnisse finden sich in der Kinderbekleidung. Die Jungen tragen dicke Kappen und Schals um den Hals, die Beine sind aber fast in der Ausdehnung des ganzen Unterlebens ohne jede Beleidung und daher unarmherzig Wind und Wetter ausgesetzt. Gewiß hat die Abhärtung ihre Berechtigung und die Verweichlichung ihre große Gefahren, aber stets muß sich der Körper dem jedesmaligen Klima anpassen und darf nicht unter Vernachlässigung der persönlichen Leistungsfähigkeit an den Organismus Forderungen stellen, denen er nicht gewachsen ist. Wenn man die eiskalten Winde im Winter und Frühjahr, wenn man Regenschauer und Schneegeföber auf die ungehärteten Beine der in der Entwicklung begriffenen Kinder einwirken läßt, so bedeutet dies eine außerordentliche Gefährdung ihrer Gesundheit.

Für Haus und Hof.

Jetzt im Frühjahr haben Weiß-, Wirsing- und Rotkohl durch das lange Einkellern an Wohlgeschmack verloren. Diesem Mangel kann man leicht abhelfen, indem man das Gemüse, nach dem üblichen Abbrühen, in kräftiger Fleischbrühe aus Magg's Bonillonwürfeln weidkocht. Das gleiche gilt für Mohrrüben (Gelbrüben) und Kohlrüben.